

Wir erreichen die rückseitige Garageneinfahrt, parken, steigen aus, ich lasse die Katze aus ihrem Korb. Skeptisch setzt sie sich neben mich und starrt. Ich hocke mich zu ihr, betrachte die Birnbäume – Unmengen holziger Früchte werden bald den Boden ersticken, Wespen anlocken, so viele, dass man sie nicht erschlagen kann. Das sei es, erkläre ich ihr und nicke in die entsprechende Richtung. Da hinter dem niedrigen Tor. Das Grundstück mit den Birnbäumen, das sei unseres. Warum das Tor ausgerechnet in diesem durchfallartigen Braun gestrichen sei, wisse ich nicht. Dort links lebe jedenfalls ein garstiger kleiner Terrier mit kurzen, wirklich spitzen Zähnen. Rechts ein freundlicher Schäferhund, der regelmäßig den Kater besteige, welcher ebenfalls zu seinem Haushalt gehöre. Ob die beiden an Gästen interessiert seien, könne ich allerdings nicht beurteilen, sie solle besser nichts überstürzen. Käthe blickt mich an, kneift die Augen zusammen, verrenkt sich dann abrupt und leckt ihre gepflegte Analöffnung.



Das quietschende Tor, die harten Birnen, Sauerkirschen, der Kompost. Nur an der Grenze vom Obstgarten zum Hof fehlt die alte Frau, die dort immer bereitstand, um uns zu begrüßen. Sie ist die einzige Großmutter, die ich je hatte, da ist man nicht wählerisch. Ich nenne sie Oma. Meine früheste Erinnerung handelt davon, wie sie mit aus-

gebreiteten Armen und geübtem Kindergartenlächeln an dieser Grenze steht, wie ich auf sie zulaufe, das Bild ist verwackelt, ich hatte wohl gerade erst laufen gelernt, und wie sie mich dann auffängt. Das macht sie heute nicht mehr, weder auffangen noch rumstehen. Aber das Kindergartenlächeln setzt sie manchmal noch auf, wenn ein Kleinkind in der Nähe ist, was selten passiert, sie bekommt kaum Besuch. Nicht, weil sie nie darum bittet oder niemanden einlädt, sondern weil sie so eine unangenehme Gesellschaft ist.

Jetzt muss ich also zu ihr, sie begrüßen, weil sich das so gehört, den Geruch des Rabenhauses atmen, den man auch durch Putzen nicht beseitigen kann. Den Geruch von Generationen und Tristesse. Ich will nicht. Die Katze ist da anderer Ansicht, läuft alle Ecken des Hofes ab und taucht dann zielstrebig durch den Fliegenvorhang ins Innere des Hauses. Ich sehe ihr nach, betrachte die Plastikstreifen des Vorhangs; das selbstgemachte Namensschild aus Ton unter der Klingel – ein gut gemeintes Geschenk meiner Cousine – mit dem missglückten Krähenvogel darauf, dessen viel zu große Augen jeden Besucher mit hervorstehenden Pupillen anglupschen wie irr. Vater tritt zu mir, legt den Arm um mich, reibt meine Schulter mit hornigem Daumen.

Ob ich Angst hätte?

Nein, es sei eher ein starker Unwille. Mit einer Begrüßung sei es ja nie getan, man müsse sich dann auch immer gleich unterhalten.

Er nickt verständnisvoll, Gespräche mit Menschen,

die man nicht mag, fühlten sich an wie Krankheiten, nicht wahr.

Ehe ich etwas darauf antworten kann, hört man aus dem Haus altbackene Beschimpfungen. Oma hat die Katze entdeckt, oder umgekehrt, jedenfalls sind Katzen ebenso erwünscht wie Silberfischchen: Naus solld's, des Viech! Itze glei! Un vorr oalln solld's itze von Disch noo, oaber fix! Diesen Dialekt nennt man Vogtländisch. Das «oa», ein dumpf klingender Laut, der etwa zwischen dem hochdeutschen «o» in «offen» und dem «a» in «Mann» liegt, ist in herausragendem Maße dafür geeignet, sich auffällig von seiner Umwelt abzuheben, wenn diese Umwelt zufällig gerade nicht das Vogtland ist. Um diese Sprache als ungeübter Rezipient zu verstehen, reicht es manchmal schon, ein paar Vokale auszutauschen, bis ein Wort entsteht, das man kennt. Früher soll Oma ja mit großer Leidenschaft ein angestregtes Hochdeutsch bemüht haben, dessen Betonung sich noch heute unterschwellig in der Sprachmelodie ihrer Töchter findet. Nur in Momenten großer Unbeherrschtheit soll sie plötzlich in ihren Dialekt geschlittert sein wie auf einem Stück Schmierseife. Inzwischen ist es genau andersherum, nur, dass sie nicht unversehens ins Hochdeutsche abschmiert, sondern in der Regel bewusst dazu greift, wie zu einer Waffe.

Etwas wird von innen gegen die Wohnzimmertür geworfen. Käthe verlässt das Haus fluchtartig.

Jetzt sei es wohl so weit. Es lasse sich nicht länger hinausögern. Ich müsse es hinter mich bringen.

Vater streichelt mir freundlich die Wange: Sie werde

sicher nicht mehr allzu lange leben. Trotzdem solle ich die Schuhe besser ausziehen, ehe ich hineinginge – manchmal vergäße sie, dass sie nichts mehr sieht.



Das Haus ist wie eine Puppenstube. Eine von diesen selbstgebauten, die immer zu niedrige Decken haben und zu großes Geschirr, die Räume ausgelegt mit dicken Teppichresten und erfüllt vom Geruch der Kartons, in denen sich alle dazugehörigen Utensilien befinden. Was sich eben so ansammelt in einem Haushalt – hier eine Nähmaschine; da eine gerahmte, aufdringlich gehängte Weisheit (Alle Wünsche werden klein gegen den, gesund zu sein); dort im übergroßen Sessel eine Oma, die Hände im Schoß gefaltet, trotz der geschlossenen Augen in erwartungsvoller Haltung, die Rückenpolsterung bleibt ungenutzt, als säße sie in einem Wartezimmer. An ihrem Fuß fehlt ein Pantoffel.

Es tue mir leid, mir sei nicht aufgefallen, dass die Katze sich hineingeschlichen habe.

Ob des meine wär?

Ja.

Ob iech de Schuh aus hätt?

Ja.

Wie de Foahrd geween wär?

Erträglich.

Aus dem Radio dudelt es dreistimmig.

Ich sehe mich nach einem Gesprächsthema um. Ich möchte den Anforderungen entsprechen, Interesse vor-täuschen, man soll mir nicht vorwerfen können, ich hätte es nicht versucht. Mein Blick streift bekannte Gegenstände, dort die Uhr auf dem Fernseher, deren katzengoldener Fuß sich im Sekudentakt nach links oder rechts dreht – ein Geschenk von der Schwester aus dem Westen. Seit seiner Platzierung erfüllt es den Raum mit hörbarer Zeit, sein mechanisches Klacken bei jedem Drehanschlag ist zur Mittagsruhe, neben den Schlafgeräuschen des jeweils Schlafenden, das einzige Zeichen dafür, dass in diesem Raum gerade nicht gestorben wird oder wurde. Als Kind setzte ich meine Schritte im Takt des Klackens auf den harten Teppichboden, wenn ich zur Mittagsruhe unerlaubt durchs Zimmer schlich, die Augen auf den schlafenden Opa gerichtet, welcher, wie um mich zu foltern, den Mittagsschlaf immer auf diesem Sofa verbrachte, mit offen keuchendem Mund, der Atemklang schlecht, sein Ausbleiben ließ mich erstarren, bis er mit wütendem Schnarch zurückkehrte. Der Schnarch, das Geräusch eines zornigen Kinderfressertieres. Trotz anhaltenden Zwanges habe ich das Leisesein nie ganz perfektioniert, es scheiterte immer an den Türklinken der zwei Wohnzimmertüren. Ich betrachte die nachkriegsdilettantische Hochzeitsfotografie auf dem Spitzendeckchen vorm Fenster, schwarzweiß und milchig. Opa darauf so ausgezehrt, dass man kein Hemd fand, dessen Kragen nicht zu weit war. Für das Foto klemmte man zwei Streichholzschachteln zwischen Nacken und Kragenstoff, gegen sein Entbehrungsgesicht war nichts

auszurichten. Noch bedrückender wirkt das neben ihr, die sie kurz und drall seinen Arm hielt, dickbackig in die Kamera lachte und die mitleidigen Blicke der umstehenden Gäste nicht spürte: Doo hätt se doch enn Bessern krieng kenne. Umgekehrt hat man das Gleiche gedacht, als er sie endlich in seiner Heimat platzierte: Diese mopsige Spießbürgerin aus dem Vogtland, Franz, wat willstste denn mit dea.

Wos iech moachng dät, fragt sie misstrauisch und richtet ihren geschlossenen Blick auf mich.

Mich umsehen, es habe sich ja doch einiges verändert, erwidere ich und trete an das verstellbare Bett im hinteren Teil des Raumes. Ein dreiwandiges Séparée, auf dessen Einrichtung sie für besondere Anlässe bestanden hatte. Sie nannte es das *gute* Zimmer, stopfte es mit Statussymbolen so voll wie möglich, aber auch ohne die wäre es zu klein gewesen, um darin wirklich Anlässe zu begehen. Inzwischen ist das Heiligtum entweiht, von der ursprünglichen Verstopfung sind nur zwei Vitri-
nen geblieben, die eine voller ausgedienter Bücher, ein von staubigen Zimmerpflanzen umwuchertes Dornrös-
chendings, die andere präsentiert zukünftige Erbstücke. Daneben steht das Bett. Das neue Bett, verstellbar auf Knopfdruck, rechts ein Nachttisch aus den siebziger Jah-
ren, links das Dialysegerät, in Schrittweite ein unansehn-
licher Stuhl mit schwarzem Kunstlederbezug und einer abdeckbaren Öffnung in der Sitzfläche. Am Fußende des
Bettes ein Pappschild mit handgeschriebenen Druck-
buchstaben, das den Leser dazu auffordert, ein Kissen so
unter das linke Bein der im Bett befindlichen Person zu

platzieren, dass der entsprechende Fuß nicht auf dem Kissen aufliege. Wahrscheinlich ein Hinweis für den Pflegedienst, der bei Bedarf mit anpackt – Vater wiederholt sich nicht gern.

Es sei recht dunkel hier, ob sie nicht lieber rauswolle.
Joa, antwortet sie schwächelnd.



Der Flur ist kühl, ein quadratischer Raum von der Größe eines Neubaublockbadezimmers, den wir mühsam durchschlurfen, dicht vorbei an Käthe, die, unscheinbar auf braunen Fliesen, aus dem Untersetzer der Yuccapalme trinkt. Links vom Flur, hinter dem Türrahmen ohne Tür, hockt Vater in der Küche vorm Kühlschrank und passt Lebensmittel in die Lücken zwischen Käse und Wurst und Butter, die, statt in Frischhaltedosen, in abgewetzten Gefrierbeuteln schwitzen. Oma umklammert meinen Arm, stützt sich mit der anderen Hand auf ihr Stöckchen, keucht sich Richtung Hof. Vaters Blick belächelt sie als Simulantin. Als ich sie schließlich auf der Hollywoodschaukel ablade, ächzt sie, als wäre sie ganz bestimmt gleich tot.

Der Kaffee komme gleich, ruft Vater von drinnen.

Was orr itze gesoochd hätt?

Dass er ihr gleich Kaffee bringe.

Un wos ze assn?

Sicher auch das.

Wu iech dee hiegeh dät?
Ich wolle den Koffer auspacken.



Das Zimmer unter dem Dach war früher ihr Schlafzimmer. Mäßig isoliert gegen Hitze und irgendwie dumpf. Die niedrigsten Winkel mit separaten Türen zu Abstellkammern gemacht, ist es eingebettet in den Ansammlungen eines Lebens, eine Speckschicht aus Wollresten, milbigem Bettzeug und Pelzkappen, Handtaschen, kratziger Unterwäsche, Kartons voller Knöpfe und Reißverschlüsse, hier und da ein Paar zerdrückter Schuhe.

In diesem Zimmer ist mein Opa gestorben, von der Herzmassage seiner Tochter in die Matratze gepresst, es war kein schöner Tod. Das gemeinsame Bett hat Oma danach noch alleine beschlafen, das letzte gemeinsame Foto in zigfacher Vergrößerung, gerahmt, auf seiner Seite des Bettes. Erst als sie die Stufen nicht mehr steigen konnte, wurde das Bett entfernt. Es war alt, es war hässlich (zu hässlich, um es zu verschenken) und unbequem, es machte Geräusche und roch, und der Tod meines Opas haftete ihm an wie ein schlechter Ruf. Sie bekam das neue dafür, im guten Zimmer, leicht zu reinigen und verstellbar mittels einer Fernbedienung, sodass sie niemanden mehr braucht, um sich aufzurichten oder hinzulegen. Die Fernbedienung findet sie immer nur dann, wenn es gar nicht anders geht.

Dieses Zimmer ist jetzt für Gäste und Staub, der sich auf die Kakteen legt, die Vater hier zum Überwintern auf einem Tisch ans Fenster gestellt und vergessen hat wie Weihnachtsbäume. Man hat ein Bett gekauft, ein schlichtes, schmales mit billiger Matratze, man hat neue Auslegware verlegt, man hat die Vorhänge ausgewechselt und die Gardinen so lange gewaschen, bis sie wieder weiß waren. Geblieben ist die Kleiderschrankfront an der dem Bett gegenüberliegenden Wand und die runzlige Tapete. Die Tapete erinnert an Talg. Ich öffne die Fenster weit, arrangiere einige Kakteen so auf dem Fensterbrett, dass sie nicht mehr zufallen können; das einfallende Licht wird durch die Fliegengitter gefiltert. Ich werfe den Koffer aufs Bett und sortiere meine Kleider in den Schrank, verwaschene Baumwollunterwäsche auf die alten Kunstseiden-Blusen von Oma und ihre Nylonstrümpfe, die seit über dreißig Jahren darauf warten, im guten Zimmer getragen zu werden.

Die Katze schiebt ihren Kopf durch den Türspalt, sieht mich an, riecht am Teppich.

Sie könne ruhig reinkommen, wir seien allein. Ich schiebe die Kakteen auf dem Tisch enger zusammen und stapel Skizzenbücher in die entstandene Lücke, im Hintergrund hängt sich Käthe mit ganzem Gewicht an die Türklinke zum Dachaufstieg, lässt erst los, als die Klinke nachgibt, und schlüpft durch den Spalt. Dort gebe es Fledermäuse, sage ich noch.



Vom Fenster überblickt man das Grundstück weiträumig, den zementgrauen Hof, daran angrenzend den Garten, von einem alternden Holzzaun unterteilt in Obstbaum- und Beetareale, im kränkelnden Pfirsichbaum hängen noch die leeren Meisenringe vom letzten Winter und ein Strohstern, gebleicht von der Sonne. Rechts führt der Lehmweg am Haus vorbei, dessen tiefe Furchen, vom Regen ausgewaschen, die Anwohner in unregelmäßigen Abständen mit Schotter und Bauschutt auffüllen. Etwa fünfmal am Tag wird er knirschend befahren, ein Geräusch wie von Frühstücksflocken, die in dieser oder jener Werbung gekaut werden. Links auf dem Hof der zweckentfremdete Hühnerstall, bis in die kleinste Nische zugestapelt mit Holz, das dort mit jedem Jahr an Substanz verliert. Zwar gibt es im Stall keine Hühner mehr, aber dafür jede Menge anderes Leben mit mindestens sechs Beinen oder gar keinen.

Dieses Holz, hatte Opa berechnet, sollte bis zu seinem Tod reichen, 50 Kubikmeter für etwa zehn Jahre, länger sei unrealistisch. Also fuhr er in den Wald, fällte markierte Bäume, sägte, hackte und stapelte zum Trocknen, stapelte um, zwei Jahre wanderten die Holzmieten durch den Obstgarten, hinterließen chlorophyllarme Pflanzenflächen, einmal fand sich ein toter Igel darunter, niemand verstand, wie er dort hingelangt war. Bis das Holz schließlich trocken genug war, um im Hühnerstall eingelagert zu werden. Keinen Tag später ist er gestorben, und Oma ließ sich von ihrem Erbe noch vor dem nächsten Winter eine Zentralheizung einbauen.

Etwa ein Jahr später durchbrach das Regenwasser

die rostige Tonne, die schon seit Jahrzehnten unter dem Abfluss der Regenrinne stand und deren Inhalt trotz jeglicher Abdeckung im Sommer rot von Mückenlarven blühte. In dieser Tonne machen wir jetzt manchmal ein Feuer, stehen wie Penner davor, wärmen uns die Hände, auch wenn es nicht kalt ist, schweigen, rauchen und trinken Tetrapak-Wein.



Einen voll beladenen Teller in jeder Hand, betritt Vater das verrauchte Kabuff, das wir nur aus alter Gewohnheit so nennen. Ich folge mit Wein und ausgewaschenen Senfgläsern. Die Katze riecht in den verquarzten Raum hinein, wendet sich abrupt um und biegt kurzentschlossen nach rechts ins dunkle Bad ab. Das Kabuff hat etwa 25 qm und war mal der Ziegenstall. Der war überlebensnotwendig damals. Neben den Hühnern und Gänsen und Kaninchen gab es diese drei Ziegen, die lieferten Milch und mussten ihren harten Hals hinhalten, wenn Oma unglücklich war und weinte. Sie erzählt gern davon, sie hat oft geweint. Vielleicht hat sie ja schon beschlossen, später jedem davon zu erzählen, während sie die Tiere so fest umklammerte, dass sie sich ihr nicht entziehen konnten, und mit tränennassem Gesicht darauf hoffte, dass jemand zufällig in den Stall kommen würde

Als der Nachkrieg vorbei war, wurden die Ziegen geschlachtet, eins ihrer Felle befindet sich noch irgendwo

auf dem Dachboden, der kurze Schwanz wie ein abgefressener Pinsel. Der Stall wurde umgenutzt für Kohlen und Holz, ein Regal mit Gartenschuhen stand dicht neben dem Eingang gegenüber der Klotür, in einen alten Küchenschrank wurden dellige Lackdosen aus dem Keller nach oben verlagert, deren eingetrocknete Reste schon damals hart genug gewesen wären, um jemanden damit zu bewerfen. An diesem Zustand änderte sich lange Zeit nichts. Dann wurde Oma alt.

Nachdem man beschlossen hatte, dass sie Hilfe im Haushalt benötigte, stellte man ihr gegen ihren Willen einen Zivi zur Verfügung. Den sprach sie aus wie ein spitzes Fremdwort, versteckte alle Wertgegenstände, die sich in den zu putzenden Räumen befanden, und wenn er von der Toilette kam, achtete sie darauf, dass er sich die Hände wusch. Ein halbes Jahr später war sie seinem Charme erlegen, nannte ihn bei seinem Vornamen, brühte Instantkaffee, noch ehe er kam, und stellte eine Blechdose mit drittklassigen Keksen auf den Tisch, die sie nur für ihn besorgen ließ. Statt zu putzen, wie es eigentlich seine Aufgabe gewesen wäre, hörte er sich ihre Geschichten an und beklagte sich nie darüber, dass sie sich kein einziges Mal nach seinem Leben erkundigte. Das Haus verkam schleichend, Kochtöpfe sahen immer aus wie benutzt, an den Fliesen der Küche klebten Essensreste, an den Fliesen der Waschküche, die gleichzeitig das Bad war und durchquert werden musste um sowohl zum Stall als auch zur Toilette zu gelangen, klebten Reste, die keiner identifizieren wollte.

Der Zivi wurde ausgewechselt. Aber Oma hatte sich

bereits derart an den Ablauf gewöhnt, dass sie die Person nicht als eine andere anerkannte. Der Zivi wurde weiterhin Martin genannt, in der zugeteilten Zeit mit Kaffee und Keksen und Anekdoten gefüttert, er beklagte sich ebenso wenig wie der erste darüber, und man beschloss letztlich, dass diese Lösung keine war. Eine neue musste her. Zum Beispiel in Form einer Person, die bei Oma einzog und sich neben der Hygiene des Hauses auch um die der Frau selbst kümmerte. Das war nötig, stellte man fest. Denn nicht nur der Teppich, auf welchem sich der Nachtopf befand, den sie im Halbdunkel und Halbschlaf häufig verfehlte, stank nach Urin, sondern auch ihr Nachthemd, mit dem sie sich den Schritt abwischte, ehe sie wieder ins Bett stieg, und welches sie auch in den darauffolgenden Nächten weiterhin trug. Eine Unsitte aus Kindertagen vielleicht. Darauf angesprochen, zuckte sie gleichgültig mit den Achseln.

Jemand müsse sie also betreuen, überlegte man. Naheliegend sei ja, dass die Töchter das täten, weil Töchter so was doch tun, nicht wahr. Entweder die eine, die in derselben Stadt wohnte und einer gesicherten Beamten-tätigkeit nachging, oder eben die andere, die nicht in derselben Stadt wohnte und eine umständlich zu beschreibende Selbständigkeit pflegte. Oder eine dritte Person, jemand, der nicht von persönlicher Betroffenheit geplagt wurde, den man aber bezahlen müsste. Letzteres komme nicht in Frage, erklärte Oma, de Kinner voa oanere Leit dättn siech aa im orre Oalltn kimmern, un nooch oalln, vos se forr de Oannern gedoa hätt, wärs itze wuhl oa, dor Zeid un racht un billich un selbsvorschdändlich -

un wer itze nooch enner Bezohling froong dät, der wär wuhl net goanns bei Druusde -, dess aans von orrn Kinern dessalbe dät.

Das Gleiche. Das Gleiche wie wer?

Dessalbe wie itze zen Beischbiel de Dochder voa denn endfarndn Kuseng, denn morr noch in Vuuchdloandn hoom dät un miet denn se räglmääch - jewoll, rä-gel-mä-ßich - defonieren dät.

Aha, der Bernd und seine Brigitte. Sehr inniges Vater-Tochter-Verhältnis zwischen den beiden. Man macht sogar zusammen Urlaub. Sie hat ihren Job gekündigt, um ihn betreuen zu können, er überlässt ihr den größtmöglichen Teil der Zahlungen aus seiner Pflegeversicherung.

Oach wos, sagte meine Oma dazu, enwedder sollde de Foammielje siech oahne Gald kimmern oder ähm goar kaaner, morr wärds ja sehe.

Wenig später sah mein Vater dann meine Mutter auf dem gemeinsamen Bett sitzen, neben ihr der halb gepackte Koffer, ein glattes Nachthemd in den Händen, die Hände im Schoß. Und weiter als bis zu diesem Nachthemd kam sie nicht. Dort zu leben hieße, sich immer volllaufen lassen zu müssen. Jede Nacht, die sie dort verbrächte, jede Nacht, sagte sie leise. Und er nahm ihr das Hemd aus der Hand, streichelte ihr die Wange, seine Werkstatt laufe nicht gut, sagte er nur, räumte ihre Sachen zurück in die Schränke und befüllte den Koffer mit seinen eigenen.

Als er ankam, wies Oma ihm die Kinderkammer meiner Mutter zu - ein acht Quadratmeter großer Raum neben dem guten Zimmer - mit Bett, Schreibtisch und Kleiderschrank. Die Bügel voller Kunstseidenblusen,

dichtbefüllte Schubladen, einzig das Bett war noch nicht belegt. Zum Rauchen musste er in die Waschküche, lieber noch in den Hof. Es sei ganz praktisch, dass er dort schlafe, erklärte er meiner Mutter am Telefon, er könne nachts hören, wenn sie den Nachttopf umstoße, und er frage sich übrigens, wer von ihnen beiden wohl lauter schnarche. Sie habe endlich eine Wohnung gefunden, die sie sich leisten könnten, entgegnete meine Mutter. Sie sei nicht gerade hell, aber habe einen Balkon und es sei jetzt an der Zeit, dass man sich überlege, wo man seine Sachen unterbringe, Oma habe ja wohl nicht erwartet, dass er aus einem Koffer lebe. Eujoa, entgegnete Oma. Zwar nicht wörtlich, aber sinngemäß. Orr kennt ja oalls benitzn, was doo wär, denn Klaaderschroank in dor Koammer kennt orr leer raime, in Gotts Nome, orr hätt e Bett, was orr itze sons noch braung dät.

Ein bisschen Privatsphäre wäre sicher nicht schlecht, erklärte ihr meine Mutter am Telefon, durch die Wände und das Belüftungssystem des alten Ofens höre man jeden Furz. Außerdem sei er nun mal Raucher und für einen Raucher bedeute es Stress, jedes Mal einen diktierten Ort aufsuchen zu müssen, um zu rauchen. Sie schlage deshalb vor, mein Vater solle den Stall bekommen, um ihn ausbauen und seine persönliche Habe dort unterbringen zu können. Zweiteres sei vor allem deshalb nötig, fügte sie scharf hinzu, weil man zu zweit von einem verkümmerten Einkommen lebe und sich deshalb nur noch eine kleine Wohnung leisten könne, in welcher der Besitz meines Vaters leider keinen Platz mehr finde. Oma mit ihren immer geschlossenen Augen presste den Telefonhörer

ans faltige Ohr und fragte, ze wos se itze ieberhabbd noch enne Wohnung braung dätn, dohier wär doch Bloatz genuch forr oalle dreie, un dess dor Moa raang dät, doodorf- or kennt se ja nu goanns un goar nix, gelle. Meine Mutter hatte nicht die Geduld, mit ihr darüber zu streiten, weshalb mein Vater eine acht Quadratmeter große Kammer bewohnen müsse, wenn doch im Haus genügend Platz für drei Personen sei, geschweige denn, ihr erneut zu erklären, dass sie in einer anderen Stadt lebe, weil sich dort ihre Arbeit befände. Sie legte auf, ging zwei Wochen nicht ans Telefon, rief meinen Vater nur nach null Uhr an, bis er ihr schließlich mitteilte, dass er nun die Erlaubnis habe, den Stall auszubauen, er frage sich nur, wovon sie das Material bezahlen würden. Man müsse dann ja auch das Klo verlegen, am besten in die Waschküche, und wenn man das mache, dann sei es doch sinnvoll, gleich ein richtiges Bad daraus zu machen. Woher könne man das Geld dafür nehmen? Er solle Oma morgens bei Karstadt absetzen, vor ihr eine von ihren abgewetzten Pelzkappen auf den Boden stellen und sie abends wieder abholen. Aber Karstadt habe doch Pleite gemacht, entgegnete er.

In diesem ausgebauten Stall befinden wir uns also, nennen ihn Kabuff und essen Käsetoast. Die Neonlampe bannt die Dunkelheit vor den Fenstern. Das Sofa ist grün, aus Leder und stand mal im Wohnzimmer der ehemaligen Wohnung; er schläft darauf in Embryonalhaltung. An drei Wände hat er rohe Holzregale aus Dachlatten gezimmert, dicht bestapelt mit zahlreichen Lexika, ein abgegriffener Pschyrembel, die einzige Belletristik eine Gesamtausgabe von Karl May; daneben, dazwischen, dahinter, da-

vor all seine Dinge. Material nennt er das. Müsse man irgendwann alles neu kaufen, wenn man es wegwerfe. Bei seinem Umzug nahm dieses Material die meisten Kisten in Anspruch, von meiner Mutter gepackt und beschriftet mit ausschweifenden Bezeichnungen: «Bauteile mit vielen Kabeln» etwa. Teilweise hat er diese Umzugskartons direkt ins Regal gestellt. Dazwischen Pflanzen, mehr noch vorm Fenster, keine sehr gepflegten Pflanzen, aber üppig und ziemlich gesund. In einer Nische zwischen Sofa und Regal findet sich ein unbequemer Computerplatz. Ein Tisch steht zentral und ist eigentlich keiner, sondern eine Werkbank, an deren Füße er feststellbare Rollen montiert hat, um ihn wahlweise als Arbeitsplatte oder als Esstisch benutzen zu können. Für Letzteres eignet er sich aufgrund seiner Höhe aber nicht - wir halten unsere Teller in den Händen, nur die Senfgläser parken auf Kinnhöhe neben dem montierten Schraubstock und einer eigentümlichen Lupenhalterung. Alle freien Flächen sind belegt mit Häufchen verschiedener Sortierungen, größtenteils Gebrauchsgegenstände wie Stifte oder Werkzeuge.

Er habe aufgeräumt, bemerke ich anerkennend.

Vater grinst nicht ohne Stolz, schiebt sich einen halben Toast in den Mund, kaut dreimal und kippt Wein nach, ohne vorher zu schlucken. Auch noch einen Schwapp Penner-Glück?, füllt er sein Glas auf, ehe es Gelegenheit hat, völlig geleert zu werden. Ich nicke.

Ob es mich störe, wenn er rauche, hält er die Pfeife schon in der Hand. Ich schüttele den Kopf. Der Qualm riecht nach mehr als nur Tabak.

Er sei nicht zu oft alleine, erklärt er ungefragt, mit

abschweifendem Blick und einer Art trauriger Zufriedenheit. Das Alleinsein sei ja generell nie sein Problem, sondern die Menschen, die es ihm verleideten. Er habe bereits im letzten Sommer drei kleine Areale gepachtet, auf denen er diverse exotische Pflanzen ansiedeln wollte – die Restaurants in B. würden ja Unsummen zahlen, man könne sich das kaum vorstellen. Aber die meisten dieser Pflanzen benötigten viel Pflege und er schaffe es kaum, einmal in der Woche nach den Süßkartoffeln zu sehen, die er inzwischen auf einem der Felder anbaue, weil er immer damit rechnen müsse, dass Oma sich unterzuckere. Er sei sich fast sicher, dass sie das mit Absicht tue. Vor etwa einem halben Jahr habe man Darmkrebs bei ihr diagnostiziert, direkt an der Bauhin'schen Klappe, das sei der Übergang vom Dünndarm zum Dickdarm. Man habe ihr eine Operation vorgeschlagen, mit künstlichem Darmausgang und späterer angeblicher Wiederherstellung der Funktionen, aber sie habe abgelehnt. Er halte das ehrlich gesagt für vernünftig – mit ihrer Diabetes, da heile doch nix mehr. Merkwürdigerweise behandle man ihn seither im Krankenhaus, als habe er sie zu dieser Entscheidung gezwungen. Dabei könne man sie zu überhaupt nichts zwingen. Der Tumor bereite ihr übrigens nur Schmerzen, wenn man sie danach frage.

Ob er sie eigentlich möge?

So sehr, wie man eine mögen könne, die immer mehr wolle, als ihr zustehe. Er habe versucht, sie dazu zu bringen, sich selbst zu beschäftigen, aber sie habe absichtlich verlernt, wie das gehe. Es sei eigentlich unfassbar, wie schamlos sie sei. Wie sehr sie sich von ihm abhängig ma-

che, aber trotzdem glaube, sie habe Autorität. Wenn er sie wasche – und es sei unbestritten, dass sie das selber könne –, dann drücke er im Schritt ein wenig fester zu, weil er wisse, dass sie das möge.

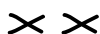
Wieso er sich dafür nicht zu schade sei?

Das sei wie mit einem Hund, den man streichle, obwohl man ihn nicht leiden könne, zuckt er mit den Schultern.

Und der Tumor?

Der wachse sehr langsam und bilde bisher keine Metastasen. Vermutlich würde er erst in zehn Jahren wirklich Probleme machen, aber dann wolle sie ohnehin längst tot sein. Wie lange ich eigentlich vorhätte zu bleiben?

Bis ich wüsste, was ich wo als Nächstes tun würde.



Was zuletzt geschah: Ich in meiner Universitätsstadt, das Semester ging dem Ende zu, wie immer war ein Rundgang geplant, das Institut voller Kunst und Gäste, Etagen geordnet nach Fachklassen und Bekanntheitsgrad. Letzteres habe ich mir vielleicht eingebildet. Vielleicht ist die Präsentation auch eigentlich gar nicht so wichtig, und vielleicht waren manche Räume auch gar nicht schlechter besucht als andere. Und wenn ich immer nur ambitionslos kritzele, mich weigere, mich zu professionalisieren, dann ist es ja auch kein Wunder, dass keine Sau weiß, wer ich bin, dachte ich, ging von Etage zu Etage, verglich